

unter Koene: Kede zur ydramis des desisters de
Berliner Universität kong Friedrich Wilhelm II. in de
alten Aula am 3. August 1924.

Der Dichter des Parzival

1924

Die leidenschaftliche Anschau nach der führenden Persönlich-
keit, wie sie heute durch unser Volk geht, kann sich auf ge-
schichtliche Erkenntnis berufen. Gerade für den Deutschen steht
der schaffende Einzelne als der wahre Mensch voran, und produktiv
ist stets nur der eine, den die Massen mehr hindern und hassen als heben.
Lebt in den Deutschen und ihrem Recht ein alter genossenschaftlicher
Sinn, so drängt es sie doch zugleich zur Persönlichkeit, und sie suchen
überall das Haupt. Deutsche Erone nimmt persönlichen Charakter an,
auch wo sie der Idee gilt. „Welches Symbol ist würdiger und passen-
der, als ein lebenswundiger freilicher Mensch?“ Die geistigen Bewe-
gungen unserer klassisch-romantischen Zeit, dieser glorreichsten Periode
deutschen Geistes, laufen überall auf Persönlichkeit hinaus, bei Lessing,
Goethe, Schiller wie bei Fichte und Wilhelm von Humboldt. Und
auch wo der Geist des Volkes, der Geschickte sich fast mystisch heraus-
arbeitet, wie bei Jakob Grimm und bei Ranke, die Verkörperung ist
doch immer wieder durchaus persönlich. Die tiefe Sehnsucht selbst zu
sein, anders als die andern, besaunt immer wieder gut beobachtende
Romanen an uns Deutschen. Auch Niezsches übermensch verleugnet
nicht den Deutschen. Der gesellschaftliche Mensch ist uns innerlich
fremd; das wird uns von den Wesmächten immer trennen, solange wir
Deutsche bleiben. Auch jene wissen es. Der englische Gesellschaftsroman,
das französische Gesellschaftsdrama kennen die ganze Welt: Deutsche
treten kaum auf und wenn, dann meist karikiert.

Diese deutsche Art rückt hell, immer heller ins geschichtliche Licht seit
dem Humanismus. Da drängt sich, durch das Studium der Alten be-
freit, die er nachlebt, der auf den eignen Füßen stehende Mensch mit
ernsthafter Macht durch alle mittelalterlichen Hemmungen durch, ob
er sich dabei selbst zugrunde richtet. Luthers Freiheit des Christen-

menschen unterwirft diesen erstarkenden Deutschen zwar Gott, aber doch
auch dem eignen Gewissen und stellt sein gesamtes, nicht nur sein
religiöses Leben mit Strenge und Glut in den Dienst des persönlichen
Begriffs. Die deutschen Barockmenschen des 17. Jahrhunderts setzen
sich mehr fast physisch durch als sittlich und geistig: aber das Jahrhundert
der Affekte entwickelt doch eine, oft zerstörende, persönliche Lebensfülle,
die nur der formenden Idee bedurft, um zum Höchsten zu streben. Die
Aufklärung ist in Deutschland ganz individualistisch: hier entfaltet sich
selt und durch Leibniz ein Bürgertum von wachsend bewußtem per-
sönlichem Wert, das sich aber doch an unsern führenden Großen auf-
wirft: es ist gar nicht hoch genug zu schätzen, was unsere Klassiker
gerade für unsre persönliche Kultur bedeutet haben. Und deutsche Musik
ist uns darum eine so besondere Macht, weil sie den deutschen Menschen
aus der Verstandesphäre zur tiefen innern Klärung der dunkeln Seelen-
kräfte geleitet, die ihn vor dem erschlaffenden Genuß bewahrt. An
Friedrich, dessen Rüste diese Aul mit Recht schmückt, ward der Preuß;
an Bismarck der Deutsche, der den preussischen Grund der strengen
Dienstpflicht nicht aufgab. Das Gemeinliche in diesen mit dem Staats-
gedanken eng verwachsenen Typen hindert doch nicht, daß auch in ihnen
für die vervollsten Einzelnen der Zeitgedanke der Selbstvollendung in
Gott und der Idee bestehen bleibt: ein unbequemes, aber unvergleichlich
kostbares persönliches Material, wie wirs Gott sei Dank mit Freude
und Nahrung in deutscher Jugend wieder neu heranwachsen sehen,
während in den älteren Schichten der wirtschaftliche Moloch viel
deutsche Seelen verschlungen hat, viel mehr als der Weltkrieg. Dieser
ebne eigne deutsche Mensch ist einsam, und er hat den Stolz der
Einsamkeit: das gilt im Grunde für alle großen Deutschen, wenn
ihnen nicht das Heil der rechten Ehe beschieden war, die für den
einzelnen tüchtigen Deutschen viel mehr bedeutet als für andere
Völker.

Manchem wird dies Bild des Deutschen als ein wehmütiger Gruß
aus hoher ferner Vergangenheit erscheinen. Der Deutsche sieht heute
ganz anders aus. Aber das rechte Bild können wir nur aus einer
Einsenkung sehen, die wir für Gegenwart und jüngste Vergangenheit
min einmal nicht haben. Die Sonderlinge, die das Salz unseres
Volkes sind, erkennt ganz klar immer erst eine stolz oder lächelnd be-
wundernde, viel jüngere Generation. Auch in dieser Welt der Parteien

und Massen kommt alles auf den Einzelgänger an. Man ahnt das schon wieder in steigender Eehnsucht.

Aber wirklich ist dies Bild des Deutschen deutlich erst seit Luther und den Humanisten. Für das Mittelalter fehlt uns die Möglichkeit des Erkennens, wie nur ein Reichstum unbefangener schriftlicher Überlieferung sie ergibt: Papier und Druck, so oft wir sie schelten, erschließen uns doch vergangenen Lebensreichtum. Das Pergament wählt allzu karg aus, bevorzugt zu sehr den offiziellen Ton, in dem die Person zu kurz kommt. Auch im deutschen Mittelalter sehen wir aus einer Reihe gewaltiger Hürstergestalten, Dietrich und Karl dem Großen, Heinrich IV., der zuerst einen lebhaften Kampf der öffentlichen Meinung entfesselte, und den staufischen Friedrichen Umgestaltungen des deutschen Menschen erwachsen: aber wir sehen da mehr vor tiefgreifenden allgemeinen Ergebnissen als vor persönlichem Einzelbekenntnis. In der germanischen Helden Sage thront ein stilisiertes Selbstenum von erhabener Größe, das aber nur auf seltenen Gipfeln, gerade in Dietrich, wahrhaft persönliche Züge durchschimmern läßt. Und so sehr wir gelernt haben und weiter lernen, innerhalb der mittelhochdeutschen Ritterdichtung die Dichtergestalten in ihrer reizvollen Mannigfaltigkeit zu unterscheiden, so tritt da bisher mehr noch die recht verschiedenartige Anpassung der vielen Einzelnen an ein und dasselbe gesellschaftliche Ideal hervor als ein auch nur unbewußter Drang zur Persönlichkeit. Mit wachsender Erkenntnis werden wir auch hier noch stärker jenes persönliche Leben herauszuschälen, das sich uns in der Mystik eindrucksvoll offenbart, obgleich die Vergottung gerade zur Entfesselung drängt. Das ist nur ein scheinbarer Widerspruch. Auch die höfische Zucht und Kunst erzog nicht zur Selbstaufgabe, vielmehr gerade in Deutschland auch zur Erigerung des Eigenmenschen.

Das große Problem vom Einzelnen und den Vielen hebt sich aber wenigstens in einem Dichter des deutschen Mittelalters beherrschend und ungewöhnlich heraus. Wolframs von Eschenbach rückseltreiche Gestalt hat mich schon seit meiner Sekundarzeit wunderbar angezogen, und so folge ich einem persönlichen Bedürfnis, wenn ich dem Gedächtnis des königlichen Dichters, der selbst ein spröder und gewissenhafter Eigner, zuweilen auch Eigenmächtiger war, einige Aufschäunungen als Geburtstagsgabe darbringe, die ich von jenem merkwürdigen Manne gewonnen zu haben glaube.

Wir haben von Wolfram zwei große Ritterspielen, ein ganz romantisches und ein unvollendetes halb historisches; dazu ein paar seltsame erzählende Fragmente in Strophen, beabsichtigte Fragmente, dem epischen Liede zur Not vergleichbar; endlich eine Anzahl glühender Minnelieder von heilem Sinnreize. Sehr Verschiedenes und doch durch dieselbe unverkennbare dichterische Persönlichkeit überraschend einheitlich. Das Entscheidende ist das große vollendete Epos von Parzival dem Graulicher. Wolfram hat dafür eine schwache, auf halbem Wege abbrechende französische Quelle gehabt, die wir kennen: sie hat ihm sowohl für den Aufbau wie für zahllose Details Wesentliches gegeben, aber was uns Wolframs Werk im ganzen so bedeutend, im Einzelnen so lebensvoll und fesselnd macht, das hat er nicht von Chrestien, auf den er selbst schlecht zu sprechen ist. Er beruft sich ihm gegenüber auf die Parzivaldichtung eines gewissen Ryot, von dessen Werk uns kein Zeugnis, ja keine Spur in der französischen oder provenzalischen Literatur erhalten ist: war er Wolframs Hauptgewährsmann, so mußten die Franzosen ihren bedeutendsten Epiker verlorren haben, um so auffälliger als von Chrestiens mattem Epos Dutzende von Handschriften existieren. Ryots Bild wird auch dadurch ganz undeutlich, daß er sich wie Wolfram mit Chrestien weishin auf Nachste beruft haben müßte, was bei einem deutschen Dichter nicht auffällt, wohl aber bei einem Poeten derselben Zunge. So hat man Ryots Existenz bezweifelt, ihn für eine bloße Erfindung erklärt, die Wolfram vorzuschütze, um hinter dieser Deckung um so selbständiger, durch Quellschmüßler ungestört, seine eigenen Pfade wandeln zu können. Aber unteugbar hat der deutsche Dichter wirklich zahlreiche französische Motive benutzt, die dem Eitel- und Parzivalthema nahe lagen, jedoch bei Chrestien fehlen oder nur schwach anklingen. Der Schluß auf ein zweites, Wolfram vorliegendes Epos ist trotzdem nicht nötig. Man vergesse nicht Wolframs besondere Dichterart. Er befaß keine lateinische Schulung, verstand nur sehr unseher französisch, Lesen und Schreiben machte ihm Schwierigkeiten. Aber er verachtet auch die Hilfe der Bücher; „disu aventure vert äne der buoche sture“. Er bekennt kühnlich, daß seine „kunst“, seine Gelehrsamkeit aus seinem eignen „sin“, seinem Originalgenie stamme. Dieser geniale Late ist ein Meister des Gedächtnisses und der Anschauung. Er tauscht die mündlichen Erzählung, die er in Thüringen und sonst oft

genug aus dem Echo's keltisch-romanischer Rittergeschichten geschöpft haben wird. Er fängt zuhörend allerlei seltsame, ja kuriöse und absurde Lateingelehrsamkeit auf und verschmäht es nicht, tolle Register unverständlicher Namen über uns auszusprühen: der befreundlichste spärlichste Name spürt wunderbarlich einstellt durch seine Verse. Er hörte, aber er las nicht; man unterschätze, von heute her literarisch eingestellt, die für uns ganz befremdende Macht des vorherrschenden mündlichen Verkehrs. Der Name Kyot mag große Mengen französischer Romanzüge decken, die Wolfram in Jahren höflicher Unterhaltung aufspeichert, und die vor seinem inneren Auge sich mannigfach ungruppiert hatten. Aus dem vorhandenen Kern erwuchs seiner lebendigen Gehäusenskraft das Vorpiel, vor allem der schwer zu missende Schluß des Parzival mit einer inneren Notwendigkeit. Denn er schaute wirklich. Es besteht ein wesenhafter Unterschied zwischen literarischer und mündlicher Überlieferung, und Wolfram war ein buchloser Laie, der aus diesem Mangel nicht ohne Notenerre eine große Tugend machte.

Neben der beherrschenden Gestalt des staten Helken hebt sich in Wolframs "Parzival" eine Reihe besonderer Züge sehr entschieden von Christen ab: voran die humane gegenseitige Schätzung von Christen und Heiden, die menschlich, auch durch Bande des Bluts und der Liebe miteinander verknüpft sind; dann die hohe Würdigung der Ehe, der ehelichen Treue, die annähernd ebenbürtig neben das unerschütterliche Streben zum Gral tritt; die deutsche süß unschuldige Kinderliebe, die zu hoher Liebestraft heranreift; weiter die Gestalt des gottseligen Laien, der sogar Beichte und Absolution bei großer Not Leibes und der Seele auf sich nimmt; endlich die Freude an einem überquellenden Personenreichtum, der sich trotz aller verwirrender Fülle doch vollkommen klar auseinanderlegt. Alle diese Züge finden sich nun aber ähnlich auch in Wolframs unvollendetem "Willehalm", dessen Quelle wir leidlich kennen: und hier bot die französische Vorlage, eine Chanson aus den französischen Heidenkämpfen, wirklich manchen wichtigen Hülfe und Anregung, die Christen mangelte. Wenn Wolfram seinem Parzival den heidnischen Bruder Girefiz neu zur Seite stellt, so mahnt uns das alsbald an das ritterliche Verhältnis Willehalm zu den Verwandten seiner geliebten, einst heidnischen Gattin Kriemhild, an deren Vorbild sich auch Parzivals Liebe zu Gondwiramur

verleitet haben könnte. Freilich, dem Dichter, der zuerst dem konventionellen, einflussungsvollen Minnesang üppig leidenschaftliche Lieder von schwüler sinnlicher Glut entgegenstellte und dann plötzlich es wagte, über all dieser sinnlichen und unsinnlichen Minne ganz knapp und schlicht das Glück der Ehe als das Geste und Wahre aufsteigen zu lassen, dem hat das eigne Erleben auch die epischen Bilder dieses köstlichsten Besitzes geschenkt. Jedenfalls gilt durchweg, daß die beiden großen Epen, der fixierte Parzival, der gebundene Willehalm gerade in dem, was ihnen der Wolfram eigen ist, sich merkwürdig ähnlich sind. Die Stufen ineinander über, haben wichtigste Lebensorgane gemein und damit fassen wir den deutschen Dichter. Dann aber ist der Parzival in Beten und Grösten Wolframs Werk.

Carle Person ist uns leidlich klar umrissen: Ein Ritter, voll Ritterstolz und Freude. Ein armer Teufel, der aber in seinem Standesgefühl gegen den genialen wandernden cantor Wolther zuweilen kühl und von oben herab sich geben kann: die beiden waren nicht Freunde. Auch Wolfram hat Lende viel gesehen, aber gewaffnet zu Ros, auf ritterlichen Fahrten. Und er scheint sich nicht, das Gelbsterlebe seinen Helken mitzugeben, was wir im deutschen Mittelalter vor dem 15. Jahrhundert sonst kaum wiederfinden. Das eigne starke Erleben wird seinen Werken das stilkliche Rückgrat verliehen haben.

Ein kindischer Held, der nach dem alten Volksspruch mit trüben Tanten und schönen Tanten harmlose Erfahrungen macht, zu kindlich zur Ginde kommt zu Artus' Tafelrunde, verläßt und doch bewundert, als vor seinem Knabenpfeß eine Blüte der Ritterchaft sinkt. Der abenteuernde Knabe ladet eine unbewußte Schuld auf sich, da aus Liebe zu ihm, der sie verlassen, die Mutter stirbt, und eine zweite anglole Ginde, da er nichts ahnend einen Verwandten tödlich niederstreckt: das deutsche Mittelalter kannte das Problem des unschuldigen Gunders vielfach wie geistlich. Unbekümmert trabt er weiter. Ein alter Mann prägt dem kindisch wißbegierigen Trager ein: „es schickt sich nicht so viel zu fragen“. Er gewinnt ein kindisches Weib, das er herzlich liebt, bei dem er sich aber nicht verlegen will. Er zieht wieder auf Abenteuer aus und kommt zum Gral. Er schaut seine Wunder, sieht das gräßliche Leiden des unglücklichen Grafkönigs: das Herz quillt ihm vor Mitleid — aber er fragt nicht: hat er doch gelernt, das Fragen sei unschicklich. Das Herz verstummt vor der angelernten

Gitte. Er ist noch ganz unreif, unreif im Mitleid und in der Liebe. So entläßt ihn die Gralsburg mit verlegendem Epoff.

Dieser Spott trifft ihn. Ein unglückliches Weib, das schicksalhaft an den Wendepunkten seines Daseins erscheint, sucht seiner schweren Unterlassungssünde. Die Schuld fängt an, sich bildend in ihm auszuwirken. Er gibt einer verdächtigen Frau Ehre und Glück durch einen freiwilligen Eid wieder, den er sich nie hätte abzwängen lassen. Liebeszauber bindet ihn jetzt märchenhaft an die ferne Gattin, daß er die Welt um sich vergißt. Diese, verkörpert in des König Artus Tafelrunde, sucht ihn in glänzender Form, mit höchsten Ehren an sich zu ziehen. Aber von solcher stolzen Glückshöhe schenkt ihn der Glück der Gralshofin, die doch nur künde, was in ihm selber nagt. Er versinkt auf lange Zeit in der Wildnis, an Gott verzweifend, den Wechsel der Jahre kaum beachtend.

Dann führt ihn in dem merkwürdigen Mittelbuche der Dichtung ein alter Einsiedler aus dem Gralgeschlechte, in dem frühliches Rittersblut triebelt, zu Buße und Selbsterkenntnis. Aber dieser Weise ist bei allem Ernst seiner Worte doch leise humoristisch, und es ist dafür gesorgt, daß wir fühlen: Parzival findet sich selbst, die fremde Hilfe beschleunigt nur eben den Erleuchtungsprozeß und bedeutet innerlich gar nichts. Durch den Zweifel, durch Strennungswelch und Schuldgefühl ist der Held gereift. Er will den Gral, zu dem den Anaben sein Jugendglück führte, als Mann betruvst gewinnen durch stetes Streben. Der Einsiedler erklärt das für unmöglich; der Gral läßt sich nicht zwingen. Parzival aber beharrt unbeirrt. Er zieht seinen Weg weiter. Selbst die schönsten Frauen lenken ihn keinen Fußbreit ab: stäcke ist er auch in der Ehe. Es ist wunderschön, wie hier gerade vor seiner ehelichen Erreue dem frommen alten Zunggesellen die Ahnung aufgeht, daß Erreue dieses Helben Seelenkeru sei. So gehört er zu Gott.

Ein Weg aber ist einsam. Ihn umwerben Ritter und herrliche Frauen: er sieht nur den Gral vor sich und sein liebes Weib. Als von neuem, zum drittenmal, in Jubelpracht ihn Artus' Herrlichkeit umfängt, da flieht er sich heimlich von dannen: ihn duldet's nicht unter den Kindern der Welt, er ist ja doch allein. Und nun bewähret er sich in drei großen Einzelkämpfen ohnegleichen; wieder kämpft er unwissend auf einem nahen Verwandten; jetzt aber springt sein Schwert durch Gottes Gnade. Die Gralbotin erscheint von neuem und geleitet ihn

zum Grabe, zu dem ihn sein geliebtes Weib begleitet. Und damit er-
löste seine Einsamkeit. Er hat das Ziel erreicht, weil er ihn und sich
unwandelbar trenn blieb.

Der Weg des Helden ist einsam, ernst, rauh. Die Vielen verstehen ihn nicht, obgleich unter diesen Vielen höchste Helden des Ritterthums, Arins, Garvan, Granofanz, sich befinden. Fast schauer't's sie, wenn sie Darzval treffen. Und der brave Einsiedler Trebrizent aus dem Gral-geheuleh, er versteht den Conderling von Neffen nicht, obgleich er schließlich eingestehen muß, daß der im Recht war und nicht sein weisses Altes Darzval ist ein Ganzer, der die Andern nicht braucht. Es ist gewiß kein Zufall, wenn neben den menschlichen Halben wie Garvan sogar die neutralen Engel in unsicherer Beleuchtung auftauchen. Auch sie haben symbolische Bedeutung: man darf zwischen Gott und dem Teufel nicht neutral bleiben. Alles andere ordnet sich dem Helden unter, obgleich Wolframs künstlerische Weisheit diesen in menschaffender Beleuchtung an Christen auf lange Strecken verströmen läßt. Dann streckt er einen Augenblick auf, an Leib und Seele alles bezwingend. Und der bunte Sang der Welt geht fort.

Nun aber noch ein genialer Zug dieses naiv bewundernswerten Dichters. Er liebt die andern, die Kinder der Welt, die Aristokraten und ihre Damen, beinahe ebenso wie seinen ersten Helden; auch sie sind Geschöpfe Gottes und — seine Geschöpfe. Er hat sein helles Vergnügen an dem unweisen und farbigen Hof- und Rittertreiben. Er freut sich an Bracht, Schall, heiserem Schwärmen und verzogenen Abentheuern, Liebesworten und Raufereien ohne innern Gehalt, aber in frischer Lebenskraft. Er ist kein Bussprediger. Alles Süßliche erfrischt ihn; er liebt gerne dann, Aber er nimmt den üblichen Rißer von der Tafelrunde, die Menge der edeln Tranten nicht allzu ernst. Auch Parzival ist der Welt nicht feind, das ist seine Stärke, daß er „die Seele nicht Gott entzieht durch Selbes Schuld und dennoch wahr die edle Huld der Welt durch seine Schwägerin“. Weltlich Ehre und Gottes Huld, die Walther oft sorgenvoll als Widerspruch empfand, sind für Wolfram nicht unvereinbar. Er macht einen Wertunterschied: aber Parzival hat Theil an beiden.

Im Gefeges zur üblichen epifchen Behaglichkeit ift Wolframs Dar-
ftellung knapp nur die verfhwenderifch ausgefhüttete überfülle kleiner
Einzeltage wäufcht darüber hinweg. Er war fich feiner gewollten Kürze

bevorzugt. Das beschreibende und betrachtende Verweilen, in dem Hartmann und Gottfried schwelgen, ist ihm völlig fremd, wenn er auch in die Schilderung des Absonderlichen sich launisch verlieren kann. Gerade die Seitgedanken deutet er oft nur in rätselnder Klarheit an: das moralische Böpfchen, das man Hartmann, übrigens übertriebend, nachgelagert hat, liegt Wolfram ganz und gar nicht. Der Leser sollte aus dem Gange der Handlung, den Tatsachen lernen; er will es ihm nicht leicht machen, er dichtet nicht für tunable Leute. Sein unglaublicher Reichtum forderte gedüngte Form. Es ist kaum zu fassen, welche bewegten Zahlen von Personen Wolfram auftreten läßt. Und jede hat ihr besonderes Dasein, ja ihren eignen Hintergrund. Im Volksepos, in den Chansons de Geste, auch im Schiffskatalog Homers treten große Massen namenhaft auf, hinter denen wir Tage und Geschichte ahnen. Bei Wolfram sieht's ähnlich aus: aber er erschafft erst diese Welt der weiten Perspektiven, ihm helfen keine historischen Nachklänge. Für jede seiner Gestalten, so nebenächlich sie seien, scheint er eine Geschichte zu wissen, die er nur nicht immer erzählen kann. Von den Kämpfen des Baruch von Balbach bis zum Schwärmer und dem indischen Priesterkönig Johannes, welche verwirrende Fülle, die sich doch schlüpfet, wenn wir genau aufmerken! Sie sind genealogisch verbunden, aber diese Genealogien eröffnen zugleich neue Ausblicke in weitere Fernen. Eine lateinisch-antike Welt mit arg vergehrten Namen tritt als Rahmen des Heiden Geistes auf; eine romanische Welt schiebt sich voran; aber auch eine deutsche Welle flutet dazwischen. Eine von Wolfram geschaffne Gestalt wie der Zauberer Rîngsfor steigt später zu fast unheimlicher Wirklichkeit aus der Dichtung heraus: sie weist auf in Chroniken von historischem Anspruch die Geburt der heiligen Elisabeth, sie ringt mit ihrem eignen dichterischen Vater im hypergelehrten Rätselwortspiel und bietet selbst den Teufel gegen Wolfram auf. Und für ein jungendliches Liebespaar, das tragisch im Hintergrund zu seines Heiden Leben erscheint, hat Wolfram dann gar eigne liebartige Stücke geschaffen, in denen er die Episode zur Hauptsache macht. Seine Stilform hat Unendlichkeit; seine Handlung quillt überall über den Rahmen hinaus, wie wir das so oft an Miniaturen des 14. Jahrhunderts sehen können. Seine Gestalten sind lebendig zwingend: jeder Nebenrolle fühlen wir die Möglichkeit der Selbstständigkeit an. Die Figuren wirken fast alle rund genug, um auch ihr eignes Leben zu führen.

Und doch gehören sie untrennbar eng zusammen. Die verwirrende Buntheit gliedert sich dem freien, wiederkehrenden Leser. Wie Eigne dem Kindischen, dem schuldbeladenen, dem reinigen, dem sieggetrübten Heiden begegnet, seinen Lebensweg durch ihr Aufstehen in vier Hauptteile gliedernd, so überraschen uns immer wieder fast unmerkliche Änderungen und Beziehungen, die die künstlerischen und stillischen Absichten des Dichters erraten lassen. Die letzte Königsstraße Parzivals führt ihn zurückwärtend an den wichtigsten Stätten seiner Leiden und Irrtümer vorbei. Das Motiv der unterlassenen oder verbotenen Frage greift in Nebenhandlungen bestimmend herein. Epigrammatisch zuden Leitmotive auf. Das Chaos wird zur harmonischen Symphonie. Nur der strömende epische Zusammenfluß, der ist Wolfram versagt. Mit wunderbarer, fast visionärer Blüthscharfe sieht er einzelne Bilder und Szenen. Aber Einzelbild, Einzelgestalt, Einzelmotiv löst sich ab, und die Vermischung übergeugt nicht immer. Es liegt etwas äußerlich Fragmentarisches in dieser ungleichmäßigen Darstellungsweise, die sich freilich nichtschloslos einprägt. Das Fragment war immer das Kennzeichen des Individuums: die Fegen des Sturms und Drangs, die Lessing'schen Kollektaneen, Degen'schen und Kleinigkeiten, der Blütenstaub der Romantik, das jügendliche Feuilleton, sie sind alle Symptome des Individualismus, der sich hoch genug einschäkt, um Eingebungen und geistesverwandte Kunde zur Geltung zu bringen, ohne daß die künstlerische Vollendung anstrebt wird. Wolframs herrühmtes 9. Buch, die Unterredung mit Trevrizent, das sich strenger Disposition entzieht, hat zu weiteren etwas von einer zusammengefaßten Fragmentsammlung, so sprunghaft wechseln die Szenen, selten voll ausstehend oder gar sich erschöpfend. Daß er seine Werke in Gruppen von dreißig Kurzzeilen zu gliedern liebte, die sich auch inhaltlich und gedanklich oft abheben, das deutet schon auf diesen Gang zu kurzatmigen Bildwechsel. Das Sagen der Gedanken, Taten, Einfälle, Stimmungen: Wolfram wußte es selbst, seine fliegenden Gleichnisse waren dem gewöhnlichen Hörer viel zu schnell und führen an ihm vorbei wie aufgeschwungene Hasen. Sein halbdunkles Drakeln, seine gesucht schwierigen Fügungen schienen einem Meister edler Kunst und leichter Form wie unfürsichtbarer Zug, dürrer Reiser, die keinen Schatten geben. Das war ein Irrtum. Diese Reiser schlugen aus zu üppiger Blätterpracht, trugen reichste Früchte. Es war Wolframs eigner persönlicher

Stil, in einer Welt heengender künstlerischer Tradition von überraschender Ursprünglichkeit.

Wolfram will überraschen, durch das Interessante packen; er trägt stark auf, um auch das knappste Einzelne eindringlich herauszubringen. Er ist nicht atemlos, aber in ihm drängen sich Bilder und Vorstellungen. In langen Aufzählungen macht er sich Luft. Gegenüber Gottfrieds weichem, warmem, verschwimmenden Nostoko wirkt Wolfram auf uns zuweilen mit der Wucht des Barocks und seiner Zeugnispunkte. Wolfram dichtest gern in Endsilbentönen. War es etwa für den ältern Reimar höchster Triumph in wenigen erlesenen Wendungen, die er immer neu könnte, fürbte und verknüpfte, das Feinste, Zarteste, Gekünstelteste zu sagen, so hat Wolfram seine Freude an der übermengen unerwarteter, ungewöhnlicher, wechselnder Worte. Die Sprache der Volksdichtung, ja das derbe Volkswort wie gränsel, vlänsel, bietschen, Fremdworte und gelehrter Kram oft seltsamer Art, Namen über Namen, richtige und verdrehte, Umschreibungen und Zusammenfügungen, gesuchte Verneinungen, die ein unterstrichenes Ja in sich bergen, blühende Pracht, derber Witz, hohe Feierlichkeit, das Schlichteste und das Aussonderlichste, das Nächstste und das Fernste in wirbelndem Wortfang, das ist Wolfram. Er schreket vor dem unböhschen Wort nicht zurück: lockt es ihn doch grade, moderne gesellschaftliche Beschränkung individuell oder durch Neubelebung altertümlicher Wortwunde zu sprengen. Der Reim verführt ihn zu merkwürdigen Wagnissen: zu des Sammers und der Freude Laß, Kraft, Art, Gütte, Ziel tritt ihre Larze, Krone, Leich, Hoch, Lau, Gamm, Ruder, Strick, Hort, Kranz, Gebände, Klinge, Schild, Fleiß, Kür, Eucht, Bürde, Kraf, Lege und vieles andre. Als der Trauer Duell, der Freude Zwang umschreibt er die verfluchende Kundrie. Grelle Ubertreibungen sagen ihm zu: regnete es wochenlang Ritter, dämmte man vierzehn Tage lang Rhein und Rhone und sprengte dann alle Dämme, das gäbe keine solche Fluten wie die Menschenflut des Heidenheers; sollte ein Ross den Reichthum des Königs tragen, so wäre das, als wollte eine Ente den Bodensee austrinken; ganze Wagenladungen von Tränen vergießt trauernde Liebe; man weint auf der Grabsburg mehr als 30 Völler zusammen aufbringen würden; die Speersplitter verduffeln die Sonne; Ringrun fürchtet von seinen Feinden zu Sonnenstäubchen zermalmt zu werden. Die schwarze Mohrenkönigin Belakane leuchtet nicht wie eine tauige Rose, strahlt nicht wie

der lichte Tag: das triviale Bild wird apart, indem es ins Gegenteil verkehrt wird. Und so wird auch den Augen eines Helden nachgesagt, daß sie nicht zu Bistumen taugen, weil sie kein Wasser halten. Das ist ebensoviele geschmackvoll, wie wenn eine Beze des süßen Wivianz das salzige Meer in Zuckerwasser verwandelt, wenn Orgeluse dem Liebenden wie Niesenzug in die Nase steigt oder wenn sie die Hirschwurzel wird, an der er gesundet, wenn an dem roten Mund der holden Dame Feuer zu entzündet ist und sie eine Sallie hat wie eine Linse oder ein Sals an Epieß. Aber Wolfram will nicht geschmackvoll sein, sondern einwirkend. Grade in seinen Bildern und Gleichnissen tummelt sich sein verwagtes Epitaphische mit Begagert und Übermut. Wenn die Krieger Stimmleute werden, die mit ihren Hieben ganze Gewölbe auf den Nimbeshelmen erstickten, wenn die Christenheiden die das Taufwasser schuss, dem Tagebund verglichen werden, der durch den Fuß, ohne sich die Nase abzuschmecken, dem Wilde nachjagt, so bleibt die Aufschauung besten. Und neben dem Gelfamen und Gewagten steht auch das Grobkünige, wenn die Nacht ihre Boten voraussendet, die Österne, daß sie Heiberge machen, wenn der Sag wie ein Kieselvogel seine Klauen durch die Wolken schlägt, wenn die Erde, auch wie ein Vogel, sich zur Frühlingzeit mausert. Die berühmte schwierige Einleitung des Parzival kreist von frühen Gleichnissen: wenn wir nicht alles verstehen, ist es unhe Gebuld, Wolfram war sich klar, aber es macht ihm freilich Spaß, allerlei Härzungsgebetnissen: die kristallhellen Wörklein Hartmens und Gelfrieds haben ihm wenig Reiz. In ihm lebt Schöpferübermut und Laine. Er braucht zahllose Farben: denn das Leben, das er sieht, ist so wunderbarst bunt. Um so ergreifender, wie ihn der schlichtere Weg, der sein Hab wandelt, immer wieder von jeder ausgelassen und phantastischen Abschweifung zurückruft. Wir fühlen, wie seine Stimme ruhig, würdig, feierlich wird, wenn der einsame Gottesmutter naht.

Die Winkung Wolframs auf seine Zeit war ungeheuer. Man verstand ihn nicht, um so größer sein Erfolg. Ein übermäßig langes und langweiliges Werk wie der jüngere Eitel wird für das 15. Jahrhundert das Haupt aller deutschen Bücher, weil es unter Wolframs Stange liegt, weil es seine lebensvolle Sprache unendlich überbietet. Der glühende üppige Barockglanz, der Johans von Würzburg geistreich machen, Wilhelm von Strick "schmückt, näherte sich zunächst an Wolfram

ram. Die Vollendung der Kinderliebe zur menschlich erwärmenden, ja ergreifenden Ehe gelingt auf Wolframs Spuren Ulrich von Sünheim. Den Mut zur freien Selbsterfindung hat sein Vorbild überall fruchtbar verbreitet, wo man früher sich vorsichtig an Quellen klammerte. Die mythisch dunkeln Gedankensprünge, die verheißungsvollen Ahnungen der Gralswelt erregen eine grob weltliche Zeit, die sich doch nach Gottes Geheimnissen sehnt und sie nicht in der eignen Brust zu finden weiß wie Wolfram. Er ist schließlich der Vater des geblühten, des florierenden Stils, der von 1250 an etwa anderthalb Jahrhunderte alle Welt entzündet und zu immer neuen Steigerungen anreizt. Hier läßt sich einmal eine große Stilbewegung mit einiger Sicherheit an eine schöpferische Persönlichkeit anknüpfen. Der Meistergesang von Grauenlob bis Goltz, der sich auf das hohe Meer der Echolastik ungenügend gerüstet hinauswagt, lernt von Wolfram die würdige Sprache. Und Drowald von Wolkstein gewinnt an ihm den Mut, sein eignes Herz zu entblößen. Die Legende bemächtigt sich des geheimnisvollen Dichters: er kämpft im Warburger Rätselspiel mit Zauberer und Teufel. Man pilgert ehrfurchtsvoll zu seinem Grabe, und Reisende berichten was sie sahen. Der Parzival ist noch als Infamabel gedruckt worden wie das Helkenbuch: dies weil es ganz niedrig, er weil er ganz hoch galt. Aber Luther hat ihn wohl nicht mehr gekannt, was mir leid tut. Die humanistische Wand schiebt sich dazwischen. Die neue Zeit hört durch Tacitus von Arminius und schöpft aus ihm Kräfte; Wolfram ist vergessen.

Wir erleben heute große, ins Weite reichende Wirkungen des Ganß, auch seines zweiten Teils. Goethes wundervolles Mysticism, das in der Altersdichtung zu einem sehr eigentümlichen, künstlichen und doch notwendigen Stil übergeht, läßt uns ahnen, was einst dem Parzival zur Wirkung half. Gerade die weite Distanz, die in ahnungsichwere Höhen herauflockt, ja heraufzwingt, weil der Dichter selbst keinen Schritt entgegensetzt, hat auch für Wolfram einst geworben. Auch er war ein Aristokrat, der den vielen, ja selbst der welt, der höfischen Gesellschaft, kein Zugeständnis machte, der nur dichtete, wie es seinem Genius Notwendigkeit war und Bedürfnis. Gerade dadurch ward er der ungewissenhaft verführteste und bewunderste Dichter des deutschen Mittelalters, trotz heftigen Anfeindungen bedeutender literarischer Vorführer. Gott sprach aus dem Munde des ungeschulten Laien, und er verlieh ihm eine Macht selbst der gelehrten Rede, wie sie den Höch-

gelehrten verlagst blieb. Ein Hauch des Wunderbaren weht herein. Das wahre Wunder ist der große, selbständige, vornehme Mensch, der sich hier offenbart. Ist das Gaußsche wirklich ein Kennzeichen echter deutscher Art, dann ist der Parzival trotz seiner französischen Grundlage eine höchste Offenbarung deutscher Kunst. Und in Tagen, wo der schaffende Einzelne den internationalen Massentreiben und -moden fast zu erliegen droht, da tut es doppelt not, der Männer zu denken, die den einsamen Weg der schöpferischen Freiheit und Selbständigkeit zu weisen Kraft und Mut hatten. Dem, der sich frei bleibt, dem wird doch der Sieg. Den Strabenden verschmäht und verschökt vielleicht die Welt; aber die Giegeskrone wartet hier oder dort dennoch des Götten, der immer strebend sich bemüht.